Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 60 (1915)

Heft: 45

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 45 Schweizerischen Lehrerzeitung, November 1915, Nr. 11

Autor: F.K. / H.L.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N°. 45 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1915 NOVEMBER No. 11

WIE UNSERE III. SEKUNDARKLASSE SCHILLERS GEBURTSTAG FEIERTE.

Nov. 1914.

Programm:

I. Rezitation. 1. Beim Antritt des neuen Jahrhunderts. 2. Die Worte des Glaubens. 3. Reiterlied.

II. Ansprache des Lehrers (nach Otto Haggenmacher): Aus Schillers Jugend; Der Dichter Schiller.

III. Rezitation. 1. Rätsel: a) Auf einer grossen Weide gehen; b) Kennst du das Bild auf zartem Grunde; c) Wie heisst das Ding, das wen'ge schätzen. 2. Berglied. 3. Die Kraniche des Ibykus.

IV. Aus Wilhelm Tell. 1. Die Waldstätte: Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien, s. Tellbuch v. A. Florin, S. 181. 2. Szene zwischen Stauffacher und Gertrud. 3. Erzählung Arnolds von Melchthal: Durch der Surennen furchtbares Gebirg. 4. Erzählung Stauffachers: Hört, was die alten Hirten sich erzählen.

NB. Die Nummern I—III beanspruchten eine Stunde Zeit, so dass bei den gegebenen Umständen Nr. IV auf eine zweite Stunde verlegt werden mussten. Diese Zweiteilung empfahl sich auch schon deshalb, weil sonst die Feier zu lang und damit zu ermüdend geworden wäre, was der Stimmung geschadet hätte. So aber erlitt diese keine Einbusse, indem jede der beiden Abteilungen eine in sich geschlossene, einheitlich gestimmte Gruppe von kurzen Vorträgen bildete. Die ganze Veranstaltung fand bei den Schülern lebhaften Anklang und hinterliess bei allen einen nachhaltigen Eindruck.

Ansprache.

Wenn jetzt ein Fremder in unser Zimmer träte, würde er verwundert um sich blicken und fragen: „Was für ein Fest wird denn hier gefeiert? Da sitzen die Schüler alle sonntäglich gekleidet mit leuchtenden Augen in ihren Bänken, Tannenzweige und Efeu schmücken die Wände und die grossen Tafeln, und da hängt vor der Klasse ein grosses, gerahmtes Porträt, umwunden von einem dichten Efeukranz.“

Wir aber wären um die Antwort nicht verlegen: „Den Geburtstag feiern wir unseres Friedrich Schiller.“ „„Eures Friedrich Schiller? Er war doch kein Schweizer, sondern ein Schwabe, stammte aus dem Württembergischen und hat Euer Land ja nicht ein einziges Mal gesehen.““ Und doch nennen wir ihn unsern Friedrich Schiller. Hat er uns nicht den „Wilhelm Tell“ geschenkt, die herrlichste Dichtung, die wir Schweizer kennen, ja die erhabenste, die überhaupt je über und für ein Volk geschrieben wurde. Nicht umsonst haben am 10. November 1859 die Urkantone ihm jene Inschrift in goldenen Lettern auf den Felsblock gesetzt, der zwischen Treib und dem Rütli, dort, wo der See die scharfe Biegung macht, schroff aus dem Wasser aufsteigt und hinüberblickt gegen Brunnen und nach den beiden Mythen. Der Mythenstein hiess er vordem, jetzt nennen wir ihn ringsum im Schweizerland den Schillerstein. Und haben wir nicht in allen unsern Gauen den 5. Mai 1905 gefeiert als den hundertsten Todestag des Sängers unserer Freiheit? In allen Schulen ist damals das hohe Lied unter die Jugend ausgeteilt worden, und eine Stiftung entstand, indem durch freiwillige Beiträge 100,000 Franken zusammengesteuert wurden. Die Schillerstiftung heisst sie und hat zum Zweck, in dankbarem Gedenken an den hehren Dichter junge, talentvolle Schweizerdichter zu unterstützen, damit sie nicht den dornenvollen Weg der Entbehrung und Entsagung, der äussern Not gehen müssten, wie ihn Friedrich Schiller so oft und so lange Zeit gegangen.

Unser Friedrich Schiller sagen wir Schweizer, unser Friedrich Schiller rufen die Deutschen mit eben solchem Recht, und mit ihnen alle, welche die deutsche Sprache reden oder wenigstens zu lesen verstehen, diesseits und jenseits des Meeres, droben auf den Bergen und drunten im Tale; denn was er neben dem „Wilhelm Tell“ an Dramen, Gedichten, an Liedern und Sprüchen, Balladen und Romanzen in seiner wundervollen Sprache in die Welt hinausgesandt, das alles enthält so viele herrliche Gedanken, dass nicht ein Volk oder eine Zeit allein ihn für sich beanspruchen kann noch darf; nein, allen Völkern und allen Zeiten gehört er an. So weit hat er geschaut, so tief hat er gedacht, und so klangvoll das alles, was ihn bewegte, ausgesprochen, dass es Bestand hat weit über die Grenze seiner Heimat hinaus und fortdauert hinaus über jene kurze Spanne Zeit, da er auf Erden weilte. Den Erdkreis hat sein Wort überwunden und klingen wird es bis in die fernsten Zeiten.

Doch w a s er gedacht, und wornach er sein Lebenlang gestrebt, davon haben uns die eben vorgetragenen Lieder gesungen: vom Glauben, der Tugend und der Freiheit. Einen festen, unerschütterlichen Glauben hatte er an die Zukunft des Menschen, des einzelnen sowohl, wie des ganzen Volkes:

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen.
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung —

Nie hat er diese Hoffnung sinken lassen, sondern immer und immer wieder verkündet, dass die Tugend den Menschen hinan führen werde zu glücklicheren Tagen, zu einer verheissungsvollen Zeit, da die Freiheit aufgehen und leuchten werde, die äussere Freiheit des bürgerlichen und die geistige Freiheit des inneren Menschen. Das war sein Ziel, das er nie aus dem Auge verlor und dem entgegen er aller Welt die Fahne vorantrug im Kampfe gegen das Schlechte und Gemeine, das Niedere, Alltägliche, im Kampf gegen die Leidenschaft der Sinne, die Gleichgültigkeit und Trägheit der Masse, und was er vom Soldaten im Reiterlied verlangt, das hat er selbst uns allen vorgelebt:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Sein Leben war ein beständiger Kampf, von früher Jugend an bis zu seinen letzten Tagen. Es war ein Kampf gegen die Menschen, die ihn der Freiheit beraubten; denn er war ein Feuergeist und fügte sich nur widerwillig äusserem Zwang, dessen Berechtigung er nicht einsehen konnte, noch wollte. Es war ein fast ununterbrochener Kampf gegen äussere Not und Sorge des Lebens. Denn Schiller war ein armer Mann, der sich mit seiner Kunst erst das tägliche Brot verdienen musste. Es war ein hartes, mühseliges Dichten, wenn der Hunger durch das Fenster schaute. Und endlich war es ein unsäglicher Kampf gegen seinen eigenen Körper, da er von früh an kränklich war und mit den Jahren immer kränker wurde.

Sein starker Geist aber, sein unerschütterlicher Wille zur Arbeit im Dienst der leidenden, unterdrückten Menschheit ist Sieger geblieben, und wenn er auch früh Abschied nehmen musste, so blieb ihm doch das Bewusstsein nicht versagt, dass er seine Zeit redlich genützt und sein Werk vollbracht habe. Als er am höchsten stand in seiner Kunst, als diese bis zur Vollendung gediehen, da durfte er die Feder weglegen und brauchte nicht vor einem Abstieg von der stolzen Höhe zu bangen.

Viel Ungemach und manche Enttäuschung hat er erlitten in den Jahren des Werdens und Reifens. Manch anderer wäre am Wege niedergesunken, verzweifelt ob der Mühsal, die sich ihm vor den Erfolg stellte. Nicht so Friedrich Schiller. Was ihn immer wieder hob, wenn er zu er-

matten drohte, das waren neben der fortreissenden Kraft seines hohen und weitfliegenden Geistes die Beweise hingebender Liebe und unwandelbarer Freundestreue, die sich in den schlimmsten Augenblicken immer wieder einstellten. Er durfte an sich selber erfahren, was er in der Bürgschaft sagt: „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn". Reiche Liebe fand er im Vaterhause, vor allem bei der Mutter und seiner älteren Schwester Christophine. Als er am 10. Novbr. 1759 in Marbach zur Welt kam, da weilte sein Vater als Offizier bei den schwäbischen Truppen fern der Heimat auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges. So wuchs der Knabe unter der Obhut von Mutter und Schwester heran. Jene, die Tochter des frühern Bäckers und Wirtes zum „goldenen Löwen", der aber zu jener Zeit verarmt war und als Torwächter des Städtchens seinen Dienst versah, war eine herzensgute Frau. Sie besass nicht eben viel Bildung; indessen hatte sie ein frommes Gemüt, las gern in der Bibel und kannte sich wohl aus in den geistlichen Liedern Gellerts. Desgleichen hatte sie grosses Interesse an Lebensbeschreibungen berühmter Männer und an Naturschilderungen. Gar oft wanderte die Mutter mit den Kindern Sonntags hinaus in die herrliche Natur und lehrte sie die Wunder der Welt schauen.

Den Vater zeichnete grosser Ernst und strenges Pflichtbewusstsein aus. Wo immer er Gelegenheit fand, sich fortzubilden, suchte er das, was ihm in der Jugend versagt gewesen, nachzuholen, und er betete zu Gott, er wolle doch seinem Sohne eine gründlichere Bildung ermöglichen, damit er in der Welt besser fortkomme und höher steige, als es ihm, dem Vater, beschieden war. Der Vater hatte einen lebhaften Sinn für die Geschichte seiner Heimat, und wenn er zuweilen mit dem Knaben in der Umgebung von Lorch, wohin die Familie wenige Jahre später übergesiedelt war, umherwanderte, erzählte er ihm gar manches von den Burgen, deren Ruinen zahlreich die Anhöhen ringsum krönten. Der Pfarrer des Ortes, Pastor Moser, unterrichtete den Knaben im Schreiben und Lesen und in den Anfangsgründen des Lateinischen, ja selbst des Griechischen. Er verstand es, sich die Liebe und Anhänglichkeit seines Schülers in besonderem Masse zu erwerben. So erstand diesem in seinem Lehrer auch der erste Freund, zu dem er bis zu dessen Ende stets mit inniger Verehrung emporblickte. So erwachte auch in ihm schon frühe der Wunsch, dereinst auch Pfarrer zu werden, und auch den Eltern war kein Plan lieber, als dass ihr Sohn einst die Kanzel besteige. Als kleiner Junge übte er sich schon in seinem zukünftigen Amte, indem er sich von der Schwester eine schwarze Schürze umbinden und ein Käpplein aufsetzen liess und so als Pfarrer gekleidet einen Stuhl bestieg, um in einer Predigt das zu wiederholen, was er jeweilen am Sonntagvormittag in der Kirche gehört hatte. Er konnte dabei sehr eifrig werden, namentlich dann, wenn er beobachtete, dass die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nachliess. Da schloss er wohl oft mit einer Strafpredigt, oder aber er lief plötzlich auf und davon, da er nicht tauben Ohren predigen wolle.

Da griff der Wille des Landesfürsten hart und unbeugsam in die Pläne von Kind und Eltern. Herzog Eugen, einer jener Fürsten, die als gefürchtete Despoten ihr Land und Volk regierten und sich das Geld zu ihren prunkvollen Palästen und Gärten, zu ihren häufigen Festen und Vergnügungen durch den Verkauf ihrer Landeskinder als Soldaten an fremde Herrscher beschafften, hatte eine Erziehungsanstalt gegründet, wo die Söhne seiner Offiziere und Beamten zu eben solchen herangebildet werden sollten. Sein Wunsch, auch den jungen Friedrich Schiller in seine Akademie aufzunehmen, war für die Eltern ein Befehl, dem nicht widersprochen werden durfte. So musste Friedrich seinem liebsten Gedanken entsagen und die neue Schule beziehen, um daselbst die Rechtswissenschaft zu studieren. Bald aber ging er zum Studium der Medizin über, in der Hoffnung, dabei den Menschen besser kennen zu lernen als bei der trockenen Jurisprudenz.

Es waren acht harte, bittere Jahre für den freiheitsdurstigen Schiller, die er in der Karlsschule zubrachte. Alles geschah auf Kommando; vom frühen Morgen bis zum späten Abend ertönten immer nur Befehle, beim Aufstehen, beim Essen, beim Arbeiten, beim Beten, keine Minute so zusagen durften die Zöglinge ihrem eigenen Willen leben. Da erwachte in Schiller die Sehnsucht nach Freiheit, nach eigener, selbstgewählter Tätigkeit; doch umsonst bäumte er sich oft heimlich gegen diesen Zwang auf. Er konnte ihn selbst dann noch nicht abschütteln, als er bereits als Regimentsfeldscher in den Studiersälen nichts mehr zu suchen hatte. Da sandte er sein erstes Drama, „Die Räuber", das er als Student zu dichten begonnen und hernach auf eigene Kosten hatte drucken lassen, nach Mannheim zur Aufführung im Theater, und heimlich ging er selbst hin, um der Vorstellung beizuwohnen. Sie fand begeisterten Beifall. Doch als der Herzog von seinem zweiten Besuch daselbst vernahm, verbot er ihm, dass er ohne seine Erlaubnis ausser Landes gehe und dass er ferner etwas anderes schreibe und veröffentliche, als medizinische Abhandlungen. Das war für den feurigen Schiller zu viel. Er flüchtete von Stuttgart nach Mannheim und hoffte, dort ein zweites Drama zur Aufführung zu bringen.

Bei dieser Flucht durfte er wiederum erfahren, was ein treuer Freund wert war. Der Musiker Andreas Streicher begleitete ihn, und statt dass er seinen Weg nach Hamburg fortsetzte, wohin er eigentlich zur Vervollkommnung in seiner Kunst zu reisen beabsichtigt hatte, blieb er bei Schiller und teilte mit ihm seine ganze Habe bei Heller und Pfenig. Ja, als sie einst ihre Herberge in dem Dorfe Oppersheim nicht verlassen durften, weil sie die Zeche nicht bezahlt hatten, da hielt Streicher mit ihm aus und erbat sich von seiner Mutter neues Geld, um des Freundes Schuld zu zahlen.

Wie Schiller dann, getäuscht in der Hoffnung, beim Theater eine Anstellung zu finden, heimatlos und mittellos umherirrte, da fand er in der Frau von Wolzogen, der Mutter eines seiner Mitschüler auf der Karlsschule, eine mütterliche Freundin, die ihm in liebevollem Verständnis seiner traurigen Lage eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen anbot. Da verlebte er ein glückliches halbes Jahr, bis ihn der Mannheimer Theaterdirektor zurückrief und ihn als Theaterdichter an seiner Bühne anstellte.

Ein Jahr hielt es Schiller daselbst aus; dann aber stellten sich Schwierigkeiten ein, er fühlte sich bedrückt und eingeengt, und eine schlimme Krankheit machte es ihm unmöglich, seine vertraglichen Verpflichtungen zu erfüllen. Da erhielt er eines Tages mit der Post ein Päcklein, darin er eine schön gestickte Brieftasche mit einem Brief vorfand, den ihm unbekannte Verehrer zusandten. Es waren Körner, der Vater des späteren Freiheitsdichters Theodor Körner, und seine Braut nebst ein paar Freunden, die ihn einluden, nach Dresden zu kommen. Sie hatten seine Dichtungen gelesen und sich daran so sehr begeistert, dass sie den Dichter selbst kennen lernen wollten und sein Schicksal erträglicher zu gestalten wünschten. Er folgte ihrer Einladung, und welchen Umschwung seine Stimmung inmitten des neuen Freundeskreises erfuhr, verrät das damals entstandene Lied an die Freude:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.

Wie Frau von Wolzogen dem Flüchtling zu einer zweiten Mutter geworden, so erwies sich Körner als sein väterlicher Freund, der mit klugen Räten die weitere Entwicklung Schillers leitete und ihn auch in überaus feinfühliger, rücksichtsvoller Weise mit Geldmitteln derart unterstützte, dass sein Schützling ganz seinen Studien leben und der Dichtkunst sich hingeben konnte.

Von Dresden siedelte Schiller dann nach Weimar über, wo er für seine Pläne und sein Schaffen mehr Anregung zu empfangen hoffte; denn damals weilten am Hofe des kunstsinnigen Fürsten Karl August von Weimar die grössten deutschen Dichter der Zeit: Herder, Wieland und Goethe.

Bei Gelegenheit eines Besuches in Bauerbach kehrte er auf der Heimreise mit seinem Freunde Wilhelm von Wolzogen in Rudolstadt im Hause der mit diesem verwandten Familie Lengefeld ein und lernte da in der jüngern Tochter

Charlotte seine spätere Braut und Gemahlin kennen. In diesem Hause traf er auch zum ersten Male mit Goethe zusammen, der eben von seiner italienischen Reise zurückgekehrt war. Wie hatte er sich gefreut auf diese erste Begegnung, und wie enttäuscht war er, als sich herausstellte wie verschieden er und Goethe geartet, so dass es anfänglich über eine förmliche Höflichkeit zwischen beiden nicht hinauskam. Sechs Jahre dauerte es, bis sich die beiden wirklich fanden. Wie aber der Bann gebrochen, einer den andern so ganz verstand, da erblühte zwischen beiden die herrlichste, treueste Freundschaft, wie sie nur je zwei Männer miteinander verbunden. Was fortan den einen bewegte, davon erfuhr auch der andere, und dafür suchte er bei diesem Rat, und es schien, als könnte keiner mehr ohne den andern leben. Und doch kam der Abschied, die Trennung auf ewig nur zu bald. Zehn Jahre durften die beiden neben- und miteinander wirken, dann sank unser Friedrich Schiller ins frühe Grab und liess den älteren Goethe für mehr als 25 Jahre allein auf der Erde zurück.

Im 46. Jahre beschloss er den Kampf, den er zeit seines Lebens geführt gegen die Gebrechlichkeit seines eigenen Körpers, gegen äussere Sorgen und Nöten, gegen Willkür und Unterdrückung, Hass und Leidenschaft ringsum in der Welt. Da beschloss er sein Werk, das er dem Schönen, Guten und Wahren geweiht; seine Kraft versagte, nachdem sie allezeit im Dienste edler Menschlichkeit und der hehren Dichtkunst tätig gewesen.

Wer aber war berufener als sein grosser Freund Goethe, das Andenken Schillers zu feiern, als zur Erinnerung an seinen Todestag im Jahre 1815 eines seiner herrlichsten, gedankentiefsten Werke „die Glocke" augeführt wurde. Da schrieb Goethe den tief empfundenen Epilog, so wie ihm nur ein Freund dem Freunde widmen konnte:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
— — — — — —
Nun glühte seine Wange rot und röter
von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
von jenem Mut, der früher oder später
den Widerstand der dumpfen Welt besiegt,
von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
damit das Gute wirke, wachse, fromme,
damit der Tag dem Edlen endlich komme. *F. K.*

PRÄPARATION UND SAMMLUNG VON UNTERRICHTSSTOFF. VON H. STAUBER. III.

Die Examentage mit den Ausstellungen der Schülerarbeiten bieten willkommenen Anlass zur Belehrung, aber auch zur Kritik. Beim Durchgehen der ausgestellten Arbeiten geht es vielleicht Kollegen wie mir: Da bewundere ich die Sauberkeit der schriftlichen Arbeiten und Zeichnungen; der Vorsatz erwacht, künftig diese erzieherische Seite besser zu pflegen; beim Zeichnen entdecke ich Motive, eine wirkungsvolle Technik, die mir ohne weiteres als gut erscheint; nicht um die Notizen wieder zu vergessen, sondern um mir ein Musterbeispiel zu merken, notiere ich sie; ähnlich notiere ich anregende Aufsatzthemata. Manchmal möchte ich mit Kollegen Rücksprache nehmen, die Aufsatzhefte mit Diktaten, Abschriften von Gedichten und Lesestücken füllen oder eine gewisse Einseitigkeit pflegen, die auch zu Hause auffallen muss. Oft habe ich mich gewundert, wie einseitig das geometrische Zeichnen erteilt, wie wenig auf der Stufe der Sekundarschule die Verknüpfung der einzelnen Fächer angestrebt, wie wenig Wirklichkeitsunterricht da getrieben wird.

Warum gewähren wir unsern Kollegen so selten Blicke hinter die Kulissen unserer Schultätigkeit; warum hüten wir unsere Reformen, Erfahrungen ängstlich wie ein Postgeheimnis, statt das Gute auch andern Lehrern bekannt zu geben, auch ihnen zum bessern Erfolge zu verhelfen? Sind wir zu egoistisch in solchen Berufsfragen, oder ist's nur Bequemlichkeit? Hinaus ans Licht, an die Öffentlichkeit, heraus zur Kritik im Kollegenkreis mit unserm Schaffen, zum Wohle jedes einzelnen, zum Gewinn fürs grosse Ganze. Grössere Arbeiten, wie Lehrgänge in einzelnen Fächern, sollten durch die S. L. Z. wieder verbreitet werden können und zwar wenn immer möglich nicht auf 2 bis 3 Artikel verteilt, sondern entweder als Ganzes in der Pädagog. Zeitschr. oder, was wohl noch besser ist, als gebundenes Heftchen als Beilage erscheinen. Es wäre eine verdienstliches Unternehmen der S. L. Z., wenn sie zu solchen Heftchen vereinigt, photographische Aufnahmen von Lehrgängen im Zeichnen nach Schülerarbeiten von der 4. Kl. an bis hinauf zur 8. Kl. und zur III. Kl. Sek.-Schule bringen und allen betreffenden Klassenlehrern abgeben könnte. (Gratis? D. R.) Es müssten ja nicht grossartige Leistungen sein, gleichsam eine verblüffende Auslese der schönsten Arbeiten, im Gegenteil hätte sich dieser Lehrgang für jede Klasse durchaus im Rahmen des durchschnittlich gut Erreichbaren zu halten; der lückenlose methodische Aufbau müsste ausschlaggebend sein. Vielleicht liesse sich durch graphische Darstellung auch zeigen, was für Arbeiten sich im Modellierunterricht an der Oberschule herstellen lassen, wie die Besucher von Handarbeitskursen ihre Ideen auch auf der Elementar- und Realschulstufe in die Tat umsetzen; im Aufsatzunterricht würden Lehrer aller Klassen die Aufsatzhefte eines guten Schülers zur Drucklegung zur Verfügung stellen. Aus Besprechungen, Versuchen, Sammeln, Verarbeiten und Zusammenstellen würden im Laufe der Jahre wohl ähnliche Hülfswerklein für den Lehrer erstehen, wie z. B. die von Merki für das malende Zeichnen auf der Elementarstufe, von Gubler für die Physik und Chemie an der Sekundar-, Ober- und Mittelschule; der Zürcher Führer für die Handarbeit, für das Modellieren; die Holz-, Metall- und Pappbarbeiten; die sogenannten „Blätter" von Gustav Egli für das Rechnen und die Geographie, oder wie die Schriften von Örtli u. a.

Die meisten Lehrer sammeln gute Illustrationen auf losen Blättern, aus Sonntagszeitungen und Katalogen, um sie dem Unterricht dienstbar zu machen. Mancher besitzt eine grössere Zahl solcher Bilder in seinem Schulkasten oder zu Hause; aber er hat sie nicht immer rasch zur Hand. Es empfiehlt sich daher, besondere Mappen (ältere Zeichnungstheke oder zähes Packpapier) anzulegen, um darin die gesammelten Bilder aufzubewahren. Damit die Illustrationen auf dünnem Zeitungspapier nicht Schaden leiden, sind sie auf alte Heftdeckel, Zeichnungsblätter, Kartons usw. mit Kleister aufzuziehen, der immer in jedem Schulzimmer brauchfertig vorhanden sein sollte. Die Schüler tragen gern zur Bereicherung der Sammlung bei. Um die Freude an den Bildern zu wecken, zeigt man ihnen, wie solche aufgezogen und zum Schmuck des Zimmers verwendet werden können, wie sie kleinere Illustrationen auf in Kartenformat ausgeschnittene Zeichnungsblätter usw. aufkleben und eigene Ansichtskarten herstellen können. Will der Lehrer das Ausschneiden und Aufkleben mit seinen Schülern nicht selbst besorgen, so gebe er den ganzen Vorrat einem Jugendhort zur Bearbeitung und wähle dann die ihm passenden Veranschaulichungsbilder heraus. Im Laufe der Jahre wird sich diese Sammelmappe so füllen, dass es angezeigt ist, die Bilder nach Fächern zu ordnen; so erhält eine Schule nach und nach Mappen für den Sprachunterricht, die Geschichte, Geographie, Naturkunde, und zwar noch nach Klassen geordnet. Die Geschichtsbilder teilen sich in die Mappen Heimatkunde 4. Kl., Geschichte 5. Kl., Geschichte 6. Kl. Nimmt die Zahl der Bilder in diesen einzelnen Mappen zu, so wird zuletzt das ausgeschieden, was nicht typisch ist; ferner können ähnliche Bilder zu Ideengruppen vereinigt werden, z. B. Meer, Gletscher, Lawinen, Erdbeben, Drama Wilhelm Tell, Alpentiere usw. Eine solche Mappe kann mitunter ausgezeichnete Veranschaulichungsmittel enthalten

Meine Sammlung über die Lawinen zeigt Bilder über die Verheerungen, die Flussstauungen durch Lawinen, über Staub- und Gletscherlawinen, Abrissnischen, Lawinenkegel, Schneewächten, über Lawinenunglücke, dazu kommt noch häufig ein Bericht über die Ereignisse oder Abhandlungen über die Lawinen. Wenn ich mit der 7. und 8. Kl. im Modellieren mit der Ausführung einfacher Reliefs beginne, bin ich froh, das nötige Veranschaulichungsmaterial, wie Relief-Karten, Pläne, bereits beisammen zu haben. Naht die Zeit des Repetierens, so lassen sich anhand der Bildermappe Lektionen halten. Die Schüler sind vor der Klasse besammelt; der Lehrer greift aus der Geschichtsmappe Bild um Bild heraus, weist sie mit Angabe des Titels vor und lässt die Schüler frei darüber reden, was sie noch über den Geschichtsstoff in Erinnerung haben. Da zeige ich ihnen beispielsweise das Monobild: „Die Mordnacht von Luzern." Es stellt uns zu nächtlicher Stunde die um den grünen Ofen versammelten Gesellen dar, die erstaunt zuhören, was der etwas aufgeregte Junge so Wichtiges dem Ofen anzuvertrauen habe. Das Bild weckt eine Menge von Vorstellungen und Erinnerungen und bietet willkommene Gelegenheit, die geschichtliche Tatsache auch sprachlich zu verarbeiten. In ähnlicher Weise können im Dienste der Repetition Illustrationen, bekannte wie noch nie vorgewiesene Bilder, aus der Geographie gewählt werden. Bei dem Bild des Eiffelturms in Paris erinnert sich ein Schüler daran, dass dieses Wunder der Ingenieurkunst im Weltkriege zur Aufnahme einer Telegraphenstation ohne Draht dient, aber auch Maschinengewehre zur Abwehr der Zeppelin- und Aeroplangefahr erhielt. An Hand einer Bildersammlung kann in der 7. und 8. Kl. die Geschichte der Zeit bis zur Gründung der 13örtigen Eidgenossenschaft, oder in der Geographie die fremden Erdteile besprochen werden. Die Schüler zeigen Interesse und die vorgewiesenen Bilder bleiben noch einige Zeit im Schaukästchen ausgestellt. Auch ein Austausch von Klasse zu Klasse ist möglich; werden die Bilder der allgemeinen Schulsammlung einverleibt, um so besser. Jedes Vierteljahr können einmal die Bilder einer Mappe unter die Schüler verteilt werden, damit sie darüber in einem Aufsatze berichten oder in der nächsten Sprachstunde frei erzählen. Die Bilder der Sammelmappe lassen sich im Unterrichte jederzeit verwerten, und zwar nicht bloss zu Erklärungen, zur bessern Begriffsbildung, sondern mitunter geradezu zum Aufbau einer Lektion, z. B. bei der Gedichtbehandlung. Hiefür ein Beispiel, das Gedicht von Wiegand: Das Grab am Meer. „Ein Grab liegt auf den Dünen, verweht am Ostseestrand." Nachdem wir in der Geographiestunde von den Dünen geredet und das Dünenbild aus der Schulsammlung vorgewiesen haben, besprechen wir in der Sprachstunde das Bild, das eine glückliche Fischerfamilie am Meer darstellt. Die Mutter mit dem blondlockigen Knaben auf dem Arm begrüsst froh den heimkehrenden Gatten und Vater; der Kleine streckt nach dem Vater verlangend die Arme aus. Wir reden von der Sehnsucht der Familie nach dem Vater, der auf dem Meere seinem Verdienst nachgeht, und von dem Glück des Wiedersehens. Allein von dieser Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder. Andere Bilder aus der Mappe über das Meer zeigen uns den Ozean in stürmischer Aufregung; wir sehen, wie er tobt und rast und seine Opfer fordert. Angstvoll schauen die Schüler auf das mit den Wogen kämpfende Fischerboot, und begreifen, wenn die Angehörigen in tiefer Sorge aufs Meer hinausblicken und die Heimkehr ihres Vaters mit bangender Seele erwarten. Dem Kinde wird klar: Je grösser das häusliche Glück war, um so niederschmetternder wirkt auf eine Frau die Nachricht, ihr Mann sei dem Sturm zum Opfer gefallen; er kehre niemals wieder. Sie will und kann es nicht fassen. Die Grundstimmung zur Behandlung des Gedichtes ist da, es ist ein Miterleben dessen, was die arme Frau gehofft und gelitten, und ihr Verhalten wird dem Schüler klar.

Wenn wir von den Gletschern reden, nach dem Schulrelief ihre Entstehung und Bedeutung erklären, so gewinnt der tote Lehrstoff an Leben, sobald der Schüler aus der Sammelmappe über Gletscher die anschaulichen Bilder von Gletscherwanderungen, Gletscherbrücken, Gletscherspalten, Grotten, Gletscherabstürzen, Gletschermühlen, betrachten darf. Verbindet der Lehrer eigene Erlebnisse und Beobachtungen mit den Erläuterungen, oder kann er gar an Hand von Ansichtskarten noch mit dem Projektionsapparat Gletscherbilder vorführen, dann steigert sich das Interesse zur Freude.

DER SONDERBARE NAGEL.

Auch im Mathematik-Unterricht ist die Forderung der Anschaulichkeit höchst berechtigt. Wir machen davon im Arithmetik-Unterricht und in der Bruchlehre, bei den Proportionen, der Potenzierung usw. Gebrauch; auch in der ebenen Geometrie fügen wir dem Beweis des Lehrsatzes oft eine Anwendung auf den speziellen Fall bei, und das ist auch eine Veranschaulichung. Wir tun es um der besseren Einprägung willen. Nur das Begriffene und Klargeschaute wird geistiges Eigentum.

Schwieriger gestaltet sich dieses Klarmachen des Bewiesenen in der Stereometrie, besonders wo es sich um den körperlichen Inhalt runder Gebilde handelt. Die prismatischen Körper lassen sich — wenn nötig — durch vorherige Verwandlung in rechtwinklige Formen — leicht mit dem Würfel in Vergleichung bringen. Schwieriger wird dies bei den pyramidalen und kegelförmigen Körpern und ihren Teilen. Das Gedächtnis wird hier durch Formeln so belastet, dass es die Belastungsprobe nicht aushält und als Balast empfindet, was nicht durch kräftige Stützen gehalten wird. So suchen wir die Übergänge von Prisma zu Zylinder, Pyramide und Konus als Stützen für das Gedächtnis recht festzustellen. Wie zeigen, dass zwischen Zylinder, Halbkugel und Konus (Fig. 1) das Verhältnis von 3 : 2 : 1 besteht, usw.

Eine solche Stütze ist es auch, wenn wir nach der Ableitung der Formel für das Kugelsegment die Vergleichung desselben mit dem inhaltsgleichen Konus vornehmen. Das führt uns dann

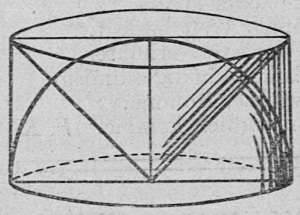

Fig. 1.

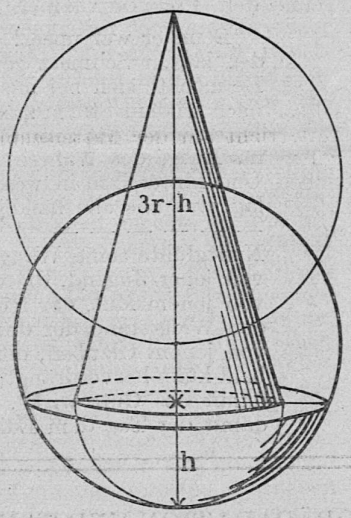

Fig. 2.

zu dem „sonderbaren Nagel". Die Formel für das Kugelsegment lautet:

$\frac{1}{3}\, h^2 \pi\, (3\, r - h)$, wo h die Höhe des Segmentes und r den Kugelradius bedeutet. Nun lässt sich $h^2 \pi$ als Kreisfläche mit dem Radius h denken, und das Kugelsegment wird zu einem Konus mit diesem Kreis als Grundfläche und der Höhe 3 r—h.

Daraus ergibt sich die obenstehende Figur 2. Die Sonderbarkeit dieses Nagels besteht also darin, dass der Kopf desselben gleichen körperlichen Inhalt hat, wie dessen konische Spitze. Die Figur lässt sich jedenfalls besser einprägen, als die Formel und — wenn verstanden — auch wieder selbständig reproduzieren. An Hand der Figur als Stütze lässt sich aber auch die Formel sogleich wieder angeben. *H. L.*

Die Reinhardschen Rechentabellen, Verlag A. Francke, Bern geben unsern Stiftungen, auch dem Schweiz. Lehrerinnenverein, alljährlich einige hundert Franken Provision.